

„Wenn du mit deinem Mund bekennst“

Predigt über Römer 10,9-18

4. Dezember 2022 (2. Advent)

Schlosskirchen-Gottesdienst Bonn

© Hermut Löhr 2022

Friede sei mit Euch!

Keine Angst, liebe Schwestern und Brüder,

keine Angst, fürchtet euch nicht!

Dies ist keine Predigt zum Mitmachen, keine Predigt, während derer ihr euch äußern und aufstehen und agieren müsst. Gewiss, wir stehen alle auch heute morgen vor Gott – und das ist kein Spaß! –, aber keiner von uns steht da auf der Bühne zur allgemeinen Belustigung oder Beschämung.

Gleichwohl: Ein kleines Gedankenexperiment: „Endlich Leben“ heißt diese Gottesdienstreihe. Wie sprechen wir dieses Stichwort heute morgen aus, wie betont ihr es jetzt? Endlich - *Leben!* Oder aber: *Endlich* leben?

Also: Seid ihr heute morgen in der Stimmung, euch nach dem wahren Leben, der Fülle des Lebens zu sehnen, in grauen Tagen, in schwierigen Wochen? Oder hängt ihr in diesen Tagen des Advents eher der Frage nach, was es heißt, dass unser Leben begrenzt ist und ein Ende haben wird? Oder fragen wir uns einfach: Wie wollen, wie sollen, wie können wir leben und überleben in dieser Zeit, die gewiss keine gute Zeit ist?

Beides ist denkbar, beides ist möglich in diesem Advent, der die Kirchenfarbe lila so trägt wie die Passionszeit vor Ostern. Und beides hat derjenige, der dieses Stichwort gewählt hat, gewiss im Sinn gehabt.

Der Text, der für diesen Sonntag in dieser Predigtreihe vorgesehen ist, ist ein reicher Text, mit vielen Anknüpfungspunkten, mit vielen Assoziationen und Konnotationen. Er stammt aus der Mitte des Neuen Testaments, aus der Mitte unserer evangelischen Identität. Er stammt aus dem Brief an die Römer des Apostels Paulus und er stammt aus einem entscheidenden Kapitel dieses Briefes, aus dem zehnten Kapitel. Hier ist vieles, ich möchte sagen: fast alles, enthalten, was wir von Paulus für unser Glauben und Lieben und Hoffen lernen können. Unsere Lektorin, Juliana Götze, liest uns den Text Römer 10,9-18 vor.

[Text Röm 10,9-18, Luther-Übersetzung 2017]

Worüber also wollen wir nachdenken, liebe Schwestern und Brüder, im Hören auf diesen Text aus der Mitte des Römerbriefes, aus dem Zentrum der paulinischen Theologie, aus der Mitte des Evangeliums und unseres evangelischen Glaubens?

Der Text steht im Zusammenhang von Röm 9-11, in dem es um das erwählte Gottesvolk Israel geht, und so ist dies auch das Thema unseres Textes. Wollen wir uns also beschäftigen mit dieser Idealvorstellung – andere würden sagen: diesem ideologischen Konstrukt, des Gottesvolkes, wie andere Konstrukte auch: die ideale Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, die Wolke der Zeugen? Die Meinungen, ob das Thema des Gottesvolkes Israel überhaupt lohne, überhaupt brennend und relevant sei für uns, gehen auch in den Fächern der akademischen Theologie durchaus auseinander.

Wollen wir nachdenken über das Thema dieser Zeilen wie des ganzen Römerbriefes, das uns gesagt ist schon in Kap. 1 Vers 16 und 17: Dass Juden und Griechen – die Juden zuerst, aber auch die Griechen und Heiden und wir, - dass wir alle von Gott für gerecht erklärt – oder gar gerecht gemacht - werden, nicht durch die Befolgung seines Willens in seinem guten Gesetz, der Torah, sondern durch ihn allein, ohne unser Tun, allein so und dadurch und darin unserer Mitwirkung bedürftig, dass wir dieses gerechte und zugleich überwältigend barmherzige Urteil Gottes im Glauben annehmen? Wollen wir also darüber sprechen, womit unsere Gemeinschaft der Gläubigen, oder der Heiligen, steht und fällt – und es scheint derzeit hier und jetzt ja eher so, dass sie fällt?

Oder wollen wir uns darüber beraten, ob Christus das „Ende“, oder aber das „Ziel“, oder aber gar das „Endziel“ des Gesetzes, der guten Weisung Gottes vom Sinai, ist, wie es der Vers 4 dieses Kapitels etwas unklar formuliert?

All' das sind große, wichtige, ja zentrale, elementare Themen unseres Glaubens, unserer Theologie, die hier tatsächlich sehr – wenn auch nicht ganz und gar – paulinisch ist: Während wir Protestanten über das Tun des Guten und seine Bedeutung vor Gott nachdenken, ging es Paulus um die Tora vom Sinai und ihre Befolgung. Ähnliche Themen, aber keineswegs deckungsgleich. Wir haben das nun endlich, Exegese sei Dank!, gelernt.

Wollen wir vielleicht über das Wort Gottes nachdenken, das unserer theologischen Tradition doch auch teuer und wert ist, und das in einer Zeit, in der die Bilder – der berühmte „iconic turn“! - plausibler, überzeugender zu sein scheinen, einmal mehr in

die Krise geraten ist? Ja, wer mag noch *hören*, wo er doch *sehen* kann? Wer ist, so möchte ich sagen, ein theologischer Radio-Fan, wo es doch – für meine Generation – das Farbfernsehen gibt, für die jüngeren unter uns die reichen und vielfach guten Möglichkeiten des Internets? Statt einer Wort-Gottes-Theologie vielleicht besser eine Bild-Gottes-Theologie?

Oder wollen wir – auch das steht theologisch wieder auf der Agenda, und dies wieder ausgerechnet in Deutschland! – darüber sprechen, welche Bedeutung unser Altes Testament, der *tenach* Israels, die Bibel der Juden, für unseren Glauben haben kann? Sind wir darüber hinaus, wie viele meinen? Heraus aus dem Morast von Geschichte und Gesetz? Brauchen wir diese seltsame Heilige Schrift des Jesus von Nazareth oder des Paulus von Tarsus noch – wo wir doch den Jesus der Evangelien und den Paulus unserer stolzen protestantischen Tradition haben?

Nein, für heute morgen nur *zwei* kleine Anmerkungen zu *zwei* großen Themen, heute ist schließlich erst der *zweite* Advent. „Wenn du mit deinem Munde bekennst, und wenn du glaubst in deinem Herzen“ – Glauben und Bekennen also, große Begriffe, auch diese vielleicht zu große Kategorien, zu weite Felder für uns heute morgen. Aber versuchen wir es, versuchen wir, Paulus in seinem Wichtigsten und Besten zu verstehen.

„Glauben“ also – das leuchtet ein, denn wir Evangelische wissen ja, dass wir durch den Glauben allein – *sola fide* (unsere Theologie-Studierenden müssen – im Unterschied etwa zu den Romanisten!- , jedenfalls bis heute noch, Latein lernen, und daher wissen sie, dass das ein *ablativus instrumentalis*, genauer aber vielleicht ein *modaler* Ablativ ist), dass wir nur durch den Glauben gerechtfertigt sind. Das geht uns noch flüssig noch von den Lippen. Aber: Hilft uns das? Sehen wir damit wirklich weiter und klarer? Was heißt den „Gerechtfertigt sein“ – außerhalb des Theologie-Sprechs und der Kirchen-Blase? Und vor allem: Was heißt Glauben? *Fides, pistis, emunah* – viel ist über diese Begriffe in den heiligen Sprachen der Theologie geschrieben worden, und so wissen wir heute eher als früher, dass die Berufung auf den Glauben kein Alleinstellungsmerkmal der ersten Christus-Gläubigen war. Israel wusste von der *emunah* Abrahams, und ohne sie würden wir nicht über die Gerechtigkeit aus Glauben nachdenken, Die Römer verehrten die *fides* als Göttin, und wir Evangelischen kommen dem, so scheint mir manchmal, fast bedenklich nahe.

Ich glaube – *credo* -, dass Gott Christus von den Toten auferweckt hat. Heißt also Glauben: einen merkwürdigen, einen mythischen, einen fantastischen Satz für wahr zu halten? *Fides quae creditur*, wie die Expertinnen und Experten der Glaubenswissenschaft sagen? Ja, liebe Schwestern und Brüder, auch das. Ich glaube diesen Satz, aber ich weiß nicht recht, ich habe keine unzweifelhaften Belege, dass er

wahr ist. Sowas kommt vor im Leben, auch außerhalb der Kirchenmauern. Wir können, auch mit Wikipedia und *tutti quanti*, nicht alles wissen; manches müssen wir einfach für wahr und richtig und faktisch und gegeben halten. Wir müssen vielfach glauben und für-wahr-halten, sonst fehlt uns die Zeit zum Leben.

Aber der Zweifel bleibt, und die Mutmaßung, dass um die nächste Straßenecke schon die Widerlegung aufgrund besserer Einsichten und Fakten lauert. Also eher die *fides qua creditur*, wie die Expertinnen und Experten der Glaubenswissenschaft sagen? Geht es um Vertrauen – bekanntlich der Anfang von allem in jedweder Beziehung? Geht es darum, dass wir uns auf Gott und seinen Beistand verlassen in unserem Leben? Dass wir die Wette Pascals annehmen? Oder müssen wir, frei nach Paulus, sagen: ‚Hoffen wir auf Christus, so sind wir die elendsten unter allen Menschen?‘

Ok, Paulus formuliert etwas anders: ‚Hoffen wir *allein in diesem* Leben auf Christus, so sind wir die elendsten unter allen Menschen.‘

Der Satz lässt mich nicht los, seit ich ihn kenne. Denn er rückt den Glauben an – oder sollen wir schon sagen: das Vertrauen auf? – die Auferstehung Christi in das Zentrum unseres Nachdenkens. Dass Jesus nicht im Tod blieb, das ist für Paulus nicht bloß metaphorischer Ausdruck der bleibenden Bedeutsamkeit des Nazareners. Es ist für ihn eine Aussage über Tatsachen, nicht über Deutungen und Bedeutsamkeiten. Ich weiß: Eigentlich können wir das nicht für wahr halten, wir können es nicht glauben. Das wusste Paulus auch. Und zugleich beharrte er darauf: Zum einen, weil er, so teilt er uns mit, dem auferstandenen oder erhöhten oder himmlischen Jesus persönlich begegnet ist. Das ist eine Gnade, die wohl nur wenigen zu Teil wird. Zum anderen beharrt er aber auf dieser Glaubensaussage, weil sie mehr ist, als ein epistemisch schwankender Satz: Es ist, so konjugiert er mehrfach durch, die Grundlage einer menschlichen Existenz, die über das mehr oder weniger gnädige Ende hinauszublicken wagt.

Ja, wenn wir reich und beschenkt und lebenssatt sterben könnten, ginge uns diese Hoffnung – und dieses Vertrauen – gewiss wenig an. Aber was, wenn unser Reichtum und unsere Fülle und die Erfüllung unseres Lebens bedroht sind, ja, wenn sie zu einer aufgrund der persönlichen Umstände oder der allgemeinen Lage ganz unrealistischen Erwartung werden? Etwas anders gewendet: Wie wollen wir denn ernsthaft das Leben preisen, wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist?

Hoffen über den Tod hinaus – das ist also vielleicht nachvollziehbar. Darauf zu *vertrauen*, daran zu glauben, das ist verrückt, und das war es auch viele, wohl die meisten zur Zeit des Paulus. Unser Text verbindet diese verrückte Hoffnung mit

einer Sachaussage, die wir hören und verstehen, die wir vielleicht annehmen, aber niemals unzweifelhaft bewiesen sehen werden: dass der Gesalbte Israels als Erster dem Tode entronnen ist, nicht zu einem ewigen Leben hier auf Erden, sondern zu getrösteter und end-gültiger Aufnahme in die Arme Gottes. Das ist unser Glaube, der uns am, ja *im* Herzen liegt, weil er, wenn wir ihn denn haben dürfen, einen anderen Blick auf das Leben mit seinen fast himmlischen Freuden und seinen fast höllischen Schrecken eröffnet. Könnten wir darauf vertrauen, dass Christus auferweckt ist und wir künftig mit ihm, so würde unser Leben wohl nicht gleich bedeutungs- und wertlos, aber doch leicht und spielerisch, wie das der Vögel unter dem Himmel. Darauf zu hoffen, danach zu sehnen, darauf zu setzen will mir so verrückt nicht erscheinen.

Und nun zum „Bekennen“. Ja, wir kennen und bekennen unseren christlichen Glauben, mit alten und mit neueren Worten – warum eigentlich nicht einmal mit ganz neuen? – wir kennen und bekennen unseren christlichen Glauben in fast jedem Gottesdienst. Viele von uns schließen dazu die Augen, so, als sei ein Bekenntnis ein Gebet. Sollten wir nicht mit erhobenem Haupt und mit offenen Augen, einander ansehend, die alten Worte sprechen? Ist uns dieser Gestus des öffentlichen Bekennens fremd, vielleicht sogar peinlich? Sprechen wir lieber, so zur geistlichen Sicherheit, so, wie der Zöllner im Tempel? Gott sei mir gnädig, wenn ich diese Worte spreche, denn glauben, für wahr halten, darauf vertrauen, kann ich nicht? Ich meine: Demut auch im Bekennen kann durchaus eine geistliche Tugend sein.

Ein spannendes Thema: Was heißt bekennen heute? Die volkshkirchliche Situation, deren Ende wir seit Jahren in unseren Breiten erleben, wird diese Frage, davon bin ich überzeugt, uns neu stellen – und von Theologie und Kirche werden dazu kluge Antworten erforderlich sein. Bisher wissen wir es eher aus anderen Ländern und Welten, dass das christliche Bekenntnis bisweilen einen hohen Preis fordert – es gibt auch christliche Märtyrer im 20. und 21. Jahrhundert. Denken wir an sie, beten wir für sie! Und sie seien uns auch bitte nicht die peinliche Verwandtschaft in einer offenen Gesellschaft, sie seien uns ein Stolz und eine Verpflichtung.

Das Bekenntnis, das Paulus formuliert, ist sehr kurz und einfach: „Herr ist Jesus Christus“. An anderer Stelle wiederholt er das, und dort macht er deutlich, dass, in seiner Hoffnung und in seinem Vertrauen, unser Weg, und der Weg der ganzen Welt, darauf zuläuft, dass nicht nur wir, nein, dass der ganze ungetaufte Kosmos dieses Bekenntnis spricht.

„Herr ist Jesus Christus“ – das ist schnell gesagt, so schnell vielleicht, dass man mahnen mag: ‚Es werden nicht alle, die sagen: Herr, Herr!, in das Himmelreich kommen‘. Bekennen heißt nicht: Nominalsätze mit Ausrufezeichen formulieren. Das

braucht kein Mensch. Bekenntnis ist ein Lebenszeugnis. Oder umgekehrt: Unser Leben ist, so oder so, ein Bekenntnis. Wer Du warst, das werden nicht Deine Worte bezeugen, sondern Dein Weg durchs Leben, Dein Tun und Lassen. Unser Leben zeugt von uns, unser Leben ist unser Zeugnis, unser *martyrion*, so lang es währt und so lebenssatt es schließlich gewesen sein mag.

„Herr ist Jesus Christus“. Nicht etwa: „Jesus Christus ist Gott, ist göttlicher Natur, ist Gott von Art“. Ich weiß, auch solche Bekenntnisse gab und gibt es, und sie mögen ihren guten Sinn haben.

Ja, und wahrscheinlich steckt in der paulinischen Rede vom „Herrn“ auch die Erinnerung daran, dass „Herr“ der am brennenden Dornbusch enthüllte Name des unbekanntes Gottes ist: „Ich werde sein, der ich sein werde. Ich werde mit Dir sein. Ich bleibe nicht hier stecken, in diesem Baum und Busch, an diesem heiligen Ort. Ich bin kein Idol, ich bin keine bloß lokale Größe. Ich bin ein Gott, der mitgeht“.

Aber das Bekenntnis zu Jesus Christus als unserem Herrn hat, bei Paulus und vielfach in der Geschichte des christlichen Bekenntnisses, und so auch etwa im Barmer Bekenntnis, zuerst und vor allem die Frage beantwortet, wer denn wahrhaft der Herr, die bestimmende Macht, die maßgebliche Autorität oder auch das selbstgesetzte Ziel meines Weges ist. Frei nach Luther können wir formulieren: ‚Woran du nun dein Herz hängst und worauf du dich verlässt, das ist eigentlich dein Herr.‘

Keine Angst, liebe Schwestern und Brüder, dies ist keine Moralpredigt. Und darum müssen wir heute morgen auch nicht weiter entfalten, welchen falschen Herren – oder auch Herrinnen – wir so auf unserem Weg anhängen. Das wissen wir doch alle im Grunde auch, und der lila Advent ist gewiss nicht die schlechteste Zeit, dass wir uns unsere Herren und Herrinnen und Götter und Göttinnen einmal wieder vor Augen führen und sehr kritisch betrachten.

Wir würden dann auch noch besser verstehen, dass das Bekenntnis zum Herrn Jesus Christus eben kein bloßes Lippenbekenntnis ist, dass wir mit niedergeschlagenen Augen beten oder murmeln. Sondern eine Aussage, manchmal überzeugt, manchmal zögerlich, über ein Vorbild, das wir uns setzen und dem wir, wenn es gut geht, auch in unserem Denken, Fühlen und Handeln folgen: In unserem Mitgefühl nicht nur für die Nächsten und Vertrauten, sondern auch die Fernen und Fremden. In unserer kreativen Kraft der Imagination und Utopie, die den Himmel auf Erden für möglich hält. In unserer Zuwendung zu gesellschaftlichen Außenseitern. In unserer Hilfe für die, die sich selber kaum helfen können, aus welchen Gründen auch immer. *Caritas* braucht keine Gründe! In unserem Gewaltverzicht. In unserer festen Erwartung, dass

Gott die Gewalttäter vom Thron stößt, dass er in den Schwachen mächtig ist. In unserer Hoffnung, die über den Tag und die Nacht hinausblickt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird Eure Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus!

Amen